



KULTURKORRESPONDENZ ÖSTLICHES EUROPA



HEIMATSTUBEN

Stoewers »Rückkehr«
nach Stettin

»Kompensation
für das Heimweh«

Zukunft ist
Integration

Deutsches
KULTURFORUM
östliches Europa



1 Editorial

2 Bild des Monats

4 Momente ❶

Stoewers »Rückkehr« nach Stettin
Von Markus Nowak

8 Neuigkeiten

10 Im Gespräch

»Kompensation für das Heimweh«
Interview mit Cornelia Eisler

12 Neuigkeiten

14 Epochen ❷

Hauptstadt der österreichisch-ungarischen Riviera
Rijeka und das Erbe der mondänen Badekultur der Monarchie
Von Gregor Gatscher-Riedl

18 Rezensionen

Bogen von der Erlebnisgeneration zu den Enkeln
Von Karlheinz Lau
Das Unfassbare darstellen
Von Niklas Lämmel

20 Perspektiven ❸

Zukunft ist Integration
Mögliche Perspektiven von Heimatsammlungen im 21. Jahrhundert
Von Markus Nowak und Marie Schwarz
unter Zuarbeit von Dieter Göllner

26 Veranstaltungen

28 Fundstück

Editorial

Alte Ansichtskarten und Fotos aus vergangener Zeit. Wer hat zu Hause keinen Schuhkarton oder alte Alben, wo derartige Andenken gesammelt werden? Sicher, mit dem Einzug der kurzlebigen SMS- und WhatsApp-Nachrichten oder der Handyfotografie wachsen diese privaten Bestände nicht mehr wie einst. Urlaubsgrüße oder Andenkenfotos werden oft nur digital verschickt und sind somit schnell- und kurzlebiger. Doch was tun mit den alten Schuhkartons oder Alben voller Fotos und Postkarten? Insbesondere, wenn sie nur noch schwer zuzuordnen sind, weil sie etwa von Vorfahren wie der Großmutter oder dem Onkel stammen?

Vor ähnlichen Fragen stehen seit einiger Zeit Heimatstuben und -sammlungen. Das Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) in Oldenburg hat in einer Studie zwischen 2008 und 2012 rund 600 von ihnen gezählt. Mit abnehmender Tendenz. Jedenfalls hat es bei den Heimatsammlungen – wie auf unserem Titelbild – häufig mit dem Zusammentragen von Ansichtskarten, Fotos und alten Alltagsgegenständen begonnen: Die ehemaligen Bewohner aus den einst deutsch besiedelten Regionen im östlichen Europa haben sich getroffen, um die Erinnerung an die vergangene Zeit und somit das deutsche kulturelle Erbe aus jenen Gebieten zu erhalten. Manche haben ihre Sammlungen im Privaten begonnen, in manchen Fällen sind ganze (Landes-)Museen daraus entstanden.

Vor dem Hintergrund des bevorstehenden Generationenwechsels der letzten Erlebnisjahrgänge stellen sich viele Sammlungen die Frage, wie es weitergeht. Die aktuelle KK widmet sich dem Thema Museen und Heimatsammlungen und erörtert genau diese Fragestellung. So haben die beiden KK-Redakteure Marie Schwarz und Markus Nowak eine Bestandsanalyse anhand verschiedener Sammlungen



Markus Nowak und Marie Schwarz. Foto: Bruno Dietrich

zusammengetragen: Von Digitalisierung und Übertragung an übergeordnete Institutionen bis hin zu Neugründungen von Minderheitenmuseen. Ergänzend dazu ordnet BKGE-Mitarbeiterin Cornelia Eisler im Gespräch die Rolle, Entstehung und Zukunft der Heimatsammlungen ein. In einer Reportage aus Stettin beschreibt KK-Redakteur Markus Nowak, wie diese – zum Teil – jetzt schon aussehen. Das dortige Technikmuseum hat die Stoewer-Sammlung aus Wald-Michelbach aufgekauft. Seit Ende 2019 werden somit Stoewer-Näh- und -Schreibmaschinen und vor allem die unter Oldtimer-Freunden so geschätzten Autos wieder an ihrem Produktionsstandort ausgestellt.

Abseits vom Schwerpunktthema ist die Reminiszenz des österreichischen Historikers Gregor Gatscher-Riedl an die diesjährige Europäische Kulturhauptstadt Rijeka als »Hauptstadt der österreichisch-ungarischen Riviera« lesenswert. Wie auch die beiden Rezensionen, diesmal von Marco Sagurnas Buch *Warmia* und des Holocaust-Films *Daleká Cesta* (»Der weite Weg«). Und weil 2020 voller Gedenktage ist, darunter etwa 75 Jahre Kriegsende und 30 Jahre Deutsche Einheit, weisen wir mit unserem Bild des Monats auf ein Ereignis vor 70 Jahren hin, das mehr Öffentlichkeit verdiente: das Jubiläum der Charta der deutschen Heimatvertriebenen.

Ihre Redaktion

Bild des Monats



»Vor 70 Jahren, in einer Zeit großer sozialer und wirtschaftlicher Not, haben wir deutsche Vertriebene und Flüchtlinge mit unseren Verbänden die Charta der deutschen Heimatvertriebenen verfasst und verkündet.« So beginnt die Deklaration, die der Bund der Vertriebenen (BdV) anlässlich des 70. Jubiläums der Charta Anfang August verabschiedet hat. Wegen der Corona-Pandemie musste der Jahrestag anders als geplant stattfinden. Zur Kranzniederlegung am Denkmal der Charta der deutschen Heimatvertriebenen im Kurpark von Bad Cannstatt kamen neben Zeitzeugen auch der BdV-Präsident Bernd Fabritius, die BdV-Landesvorsitzende Iris Ripsam (l.), Stephan Rauhut (2. v.l.), Bundesvorsitzender der Landsmannschaft Schlesien, Raimund Haser MdL (3. v.l.) und Johann Thießen (4. v.l.) zusammen. © BdV/Bildkraftwerk



Stoewers »Rückkehr« nach Stettin

Eine Sammlung mit über tausend Exponaten wechselte kürzlich ihren Besitzer und sicherte so ihre Zukunft

Unzählige Automobilmarken sind im Laufe der Jahre verschwunden oder wurden von Konkurrenten aufgekauft. Besonders aber sticht hier die Automarke Stoewer hervor: Bis 1945 war der Hersteller aus Stettin eine Größe. Durch die Grenzverschiebung nach dem Krieg ging die Firma unter und wurde fast vergessen, lediglich ein Museum in Südhessen erinnerte an sie. Seit kurzem sind Autos und weitere Stoewer-Produkte in einer großen Schau an ihrem Entstehungsort zu sehen – in Stettin/Szczecin.

Die Leuchten und Blinker sind eingefasst in glitzerndes Chrom, links und rechts der Beifahrtür hängen die Ersatzräder, die blaue lackierte lange Motorhaube ziert vorne ein Greif. Jenes Fabelwesen auf dem Kühlergrill ist, ähnlich wie die »Emily« auf einem Rolls-Royce oder

der Mercedesstern, zugleich das Wappentier Stettins wie auch ganz Pommerns. »Arkona« heißt dieses blaue Automodell, benannt nach dem Kap Arkona auf der Insel Rügen, und es steht heute gleich am Eingang des Technik- und Kommunikationsmuseums in Stettin.

Gleich am Eingang zum Museum stehen zwei Stoewer-Schmuckstücke: Das »Cabrio«-Modell Arkona links und der Personenwagen Sedina rechts. © Markus Nowak

und deutet auf eine Wand mit Fotos des Reichspräsidenten der Weimarer Republik in einem Stoewer »D12«. Hier in einem Nebenraum stehen vier weitere Stoewer-Modelle, vom »C2« von 1913 bis hin zu zwei »V5«.

Seit wenigen Monaten befinden sich sieben Stoewer-Fahrzeuge in der Ausstellung des Stettiner Technik- und Kommunikationsmuseums, demnächst kommt ein weiteres Fahrzeug dazu. Im November 2019 wurde mit großem Medienrummel die umfassende Sammlung an Stoewer-Exponaten der Öffentlichkeit präsentiert – neben den Oldtimern gleich mehrere Dutzend Näh- und Schreibmaschinen sowie mehrere Fahrräder – denn auch diese gehören zur Geschichte der Stettiner Unternehmerfamilie. »Rückkehr einer Auto-Legende«, titelte eine deutsche Regionalzeitung. Wobei die »Rückkehr« wortwörtlich gemeint war. Fast 75 Jahre nach der Schließung der Stoewer-Autofabrik 1945 in Stettin sollten hier gefertigte Autos wieder an ihre Produktionsstätte zurückkehren – und bleiben.

Von der Nähmaschine zum E-Mobil

Der Name Stoewer war vor dem Krieg eine bekannte Marke unter den seinerzeit mehr als hundert deutschen Automobilbauern. Die Firma war vor allem ein Hort technischer Innovationen: Bernhard Stoewer Jr. (1875–1937) gehörte zu den Ersten in Deutschland, die schon 1902 einen Vierzylindermotor, später einen Sechszylinder und sogar einen Achtzylinder bauen ließen und die den Aluminium-Motorblock, den Frontantrieb und die Schwingachse einführten. »Heute wird der Elektroantrieb mit Tesla verbunden«, sagt Museumsmitarbeiter und Stoewer-Experte Feliński. Doch schon vor dem Ersten Weltkrieg habe man mit »Stromern« experimentiert.

»Das war damals ein Luxusauto«, sagt Museumsmitarbeiter Andrzej Wojciech Feliński. »Einen Stoewer gefahren hat etwa Max Schmelting, die Box-Legende.« Ein wenig Stolz und zugleich Ehrfurcht vor der technischen Leistung ist in Felińskis Stimme zu spüren, wenn er über den offenen Siebensitzer spricht. Denn angetrieben wurde der rund fünf Meter lange Riese von einem Sechs-Zylinder-Reihenmotor mit 3,6 Litern Hubraum, der ihn bis auf 140 km/h beschleunigte. »Auch Paul von Hindenburg hatte einen Stoewer im Fuhrpark«, sagt Feliński

»Man brauchte die komplizierte Technik der Verbrenner nicht, und so standen 1902 in der Preisliste von Stoewer auch E-Autos, sowohl als Pkw als auch Lkw«, erklärt Feliński. Zwanzig verschiedene Autos mit Stromantrieb wurden aufgeführt und nur halb so viele Benziner.

Gegründet wurde die Firma Stoewer 1858 als »Feinmechanische Reparaturwerkstatt«. Sie begann mit der Produktion von Nähmaschinen, dann kamen Fahrräder und Schreibmaschinen hinzu. Diese Sparten wurden nach dem Ersten Weltkrieg eingestellt. 1896 eröffnete die Autoproduktion in der Falkenwalder Straße/ Aleja Wojska Polskiego. Bis 1945 wurden rund 41.000 Autos in fünfzig verschiedenen Varianten hergestellt. »Für damalige Verhältnisse viel«, betont Feliński.

Der Stettiner Fahrzeughersteller gehörte vor dem Zweiten Weltkrieg zu den größten Autobauern in Deutschland. »Die Reihenfolge war Benz, Daimler und Stoewer«, fügt Manfred Bauer hinzu. Der heute 79-jährige emeritierte Computerspezialist mit einem besonderen Faible für Oldtimer wurde 1941 in Stettin geboren. Aus seiner Sammlung stammen die Autos, aber auch Schreib- und Nähmaschinen im Stettiner Technikmuseum. Weit über tausend Exponate sammelte Bauer im Laufe seines »Stoewer-Fiebers«, darunter Werbemittel, Fotos oder andere Unikate. 2002 eröffnete er im südhessischen Wald-Michelbach eigens ein Museum.

1984 fuhr Bauer zum ersten Mal nach 1945 wieder in seine Geburtsstadt Stettin. »Die Eltern erzählten immer wieder davon, aber ich war

nicht wirklich interessiert«, erinnert er sich. Bei seinem ersten Besuch habe er festgestellt, dass einst Autos an der Oder gebaut wurden. »Ich begann, nach ihnen zu suchen und habe zwei in der Schweiz gekauft, eins davon restauriert. So bin ich immer weiter in die Szene gerutscht.« 1989 war das. Dann nahm er an einem Stoewer-Treffen teil, organisierte in den 1990ern selbst weitere und sogar Oldtimerfahrten nach Stettin. Die erste 1996 mit rund 15 weiteren Stoewer-Besitzern. Mit Polizeibegleitung. »Wir wurden herzlich empfangen«, erinnert sich der Sammler heute. »Aber in Stettin wusste man nicht, dass Stoewer der drittälteste Autohersteller in Deutschland war.«

Keine Angst vor deutschem Erbe mehr

Der gebürtige Stettiner kam immer wieder in seine Heimatstadt und freundete sich mit Mitarbeitern des 2006 gegründeten Technikmuseums an. »Die Frucht jener Freundschaft war ein Stoewer V5 als Leihgabe zur Eröffnung 2010«, sagt Feliński. »Wir konnten die Stettiner und die pommersche Technikgeschichte nicht ohne Stoewer-Autos zeigen«, sagt der Kurator der gänzlich in den drei Sprachen Polnisch, Englisch und Deutsch gehaltenen Stoewer-Ausstellung. In Polen ist seit einigen Jahren der Trend zu einer »Polonisierung« der Geschichte zu beobachten, und mehrere Institutionen wie Museen oder historische Forschungseinrichtungen schlagen einen von der nationalkonservativen Regierung vorgegebenen »nationalen Kurs« ein. Auch im Fall von Stoewer gab es

kritische Stimmen, die sich gegen den Kauf der Sammlung durch die Stadt aussprachen. »Aber wenn wir Geschichte zeigen wollen und was hier vorher war, nicht ausstellen, dann bleibt es ein weißer Fleck«, sagt Feliński. Er nennt es eine »Verantwortung« des Museums, historisches Erbe zu popularisieren. »Wir beschäftigen uns mit der Technikgeschichte und Stoewer gehört dazu, er war wichtig für ganz Pommern.« Wichtig auch als Wirtschaftsfaktor. Zwar hat nichts die Stettiner Werften übertreffen können, aber Stoewer war in Spitzenzeiten der Nähmaschinenproduktion Arbeitgeber von rund 2.000 Menschen, von ebenso vielen in der Hochphase des Fahrzeugbaus.

Längst vergangene Zeiten. 1945 war mit dem Einmarsch der Roten Armee die im Krieg auf Wehrmachtsbedarf angepasste Produktion ohnehin vorbei. Während die Anlagen und Fließbänder abgebaut und in die Sowjetunion abtransportiert wurden, wurde in den Stoewer-Produktionshallen noch für kurze Zeit ein weiteres Kapitel der Mobilitätsgeschichte geschrieben. Zwischen 1956 und 1965 ließ man im nun polnischen Szczecin Motorräder bauen: Der SFM Junak mit einem Viertaktmotor gewann bei zahlreichen Rennen, wurde auch in den Westen exportiert und gilt als legendär, auch ohne sich auf den alten »Stoewerschen Geist« zu berufen. »Das war im damaligen Polen nicht möglich«, sagt Feliński.

Danach schlugen Versuche, ein Fahrzeug nach der Art der BMW Isetta in den Stoewer-Hallen zu produzieren, fehl. Später wurden

zwar Autoteile hergestellt, aber die Autotradition in Stettin ist fast in Vergessenheit geraten. Bis zuletzt, als die Sammlung »zurückkam«. Der heute 79-jährige Stoewer-Sammler Bauer hatte nach einer Nachfolgeregelung für sein Museum in Hessen gesucht und war im Gespräch mit dem örtlichen Bürgermeister und dem Pommerschen Landesmuseum in Greifswald.

Letztlich meldete sich das Stettiner Technikmuseum bei Bauer und erhielt für das beste Konzept den Zuschlag. So wird die Ausstellung in Gänze gezeigt und nicht aufgesplittet. Die Exponate wanderten in mehreren Lkw-Ladungen aus Hessen nach Pommern, das Stoewer-Archiv soll noch folgen. Der Sammler Bauer zeigt sich zufrieden: »Ich habe es genau richtig gemacht und bin überzeugt, Stoewer gehört nach Stettin.« Der Aufkauf der Sammlung durch das Museum in Stettin ist ein Beispiel für den Konsens, auch über Landesgrenzen hinweg, deutsches historisches Erbe zu bewahren und öffentlich zugänglich zu machen. »Meine Sammlung sehe ich als Verbindungselement zwischen den Völkern«, sagt Bauer und erzählt, wie das polnische Fernsehen live berichtete, als die Stoewer-Autos von den Lkws ins Museum gebracht wurden. »Man hatte sich nicht vorstellen können, dass eine komplette Sammlung aus Deutschland abgegeben wird.« Und Kurator Feliński ergänzt: »Die heutigen Stettiner sind stolz auf Stoewer und darauf, die Sammlung hier zu zeigen.«

Markus Nowak

Manfred Bauer auf einer Archivaufnahme im alten Stoewer-Museum in Wald-Michelbach. © Stoewer Archiv M.B.

Nicht nur Autos, auch Dutzende Stoewer-Schreib- und -Nähmaschinen sind nun in Stettin ausgestellt. © Markus Nowak

Andrzej Wojciech Feliński hat die Stoewer-Ausstellung im Technik-Museum in Stettin konzipiert und ist stolz auf die neue Sammlung. © Markus Nowak

Nur wenige Meter vom Technikmuseum im Stadtteil Grünhof/Niebuszewo liegt das alte Stoewer-Werk für Nähmaschinen, in dem heute verschiedene Unternehmen ihren Sitz haben. © Markus Nowak



Neuigkeiten

Zukunftsansätze für deutsch-tschechische Kulturarbeit

Die Regionen beiderseits der Grenze rückten mit dem Lockdown der Coronakrise und der Grenzschließung stark in den Fokus. Diese Erfahrungen flossen Anfang Juli in die deutsch-tschechische intergenerationelle Begegnung zum Thema »Quo vadis, Grenzland?« ein. Coro-



Die Arbeitskreise machten sich Gedanken zu den Bereichen Kultur und Sprache. © Markus Bauer

nabedingt war die Teilnehmerzahl auf knapp zwanzig Personen begrenzt, die sich im Hotel Lions in Pilsen/Plzeň trafen.

Eingeladen hatten die Ackermann-Gemeinde im Bistum Regensburg und der tschechische Kulturverein A BASTA! Für die Vereinigungen hießen Karl-Ludwig Ritzke und Marcus Reinert die Teilnehmer willkommen. Sie betonten das gemeinsame Interesse, die Zukunft positiv gestalten zu wollen. »Das Grenzland war nicht immer so zugänglich«, gab Reinert in seiner Einführung zu bedenken und wies auch auf die jüngsten Schließungen hin. Als Fazit stellte er fest, dass das bayerisch-böhmische Grenzland – unter Einbeziehung der weiteren Region – als »Herz Europas« gesehen werden könne und daher einer besonderen Betrachtung wert sei.

Aus der Perspektive der Überlieferungen bzw. der Frühgeschichte und des Altertums beleuchtete Mythenforscher Jakob Wünsch das Grenzland: Höhlenmalereien, Wanderungsbewegungen oder Siedlungen der Bronzezeit. Einen anderen Aspekt behandelte Mikuláš Zvánovec im Vortrag *Schulgebäude im Grenzland als Zeugen deutsch-tschechischer nationaler Auseinandersetzung im 19. und 20. Jahrhundert*. Anschließend stellte Karl-Ludwig Ritzke Ziele und Inhalte sowie Aktivitäten und Veranstaltungen vor. Ein »Kind« des Vereins A BASTA! – nämlich Čojč, das grenzübergreifende Theater Netzwerk Böhmen/Bayern – wurde ebenfalls präsentiert.

In drei Arbeitskreisen erarbeiteten die Teilnehmer Ideen zu den Aspekten Sprache und Kultur. Mit religiös-meditativen Liedern endete die Veranstaltung. 📄

Markus Bauer

Virtuelle Ausstellung zur russlanddeutschen Geschichte

Die neue Online-Ausstellung *Russlanddeutsche – Die Zeiten des Umbruchs* richtet ihr Augenmerk auf die ambivalente und ereignisreiche Zeit von der Oktoberrevolution 1917 bis zum Zusammenbruch der UdSSR 1991. Entstanden ist sie in der Martin-Opitz-Bibliothek im Rahmen des Masterstudienschwerpunkts »Osteuropäische Studien mit Praxisbezug« der Universität Bochum sowie in Kooperation mit dem Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte in Detmold und dem Haus des Deutschen Ostens in München.

Ausgehend von der Diskrepanz zwischen der hohen Relevanz und dem geringen Wissen über die Russlanddeutschen in der Gesellschaft, aber auch unter den Russlanddeutschen selbst, widmet sie sich dem Thema der russlanddeutschen

Geschichte in der sowjetischen Zeit und vermittelt sie über verschiedene Zugänge.

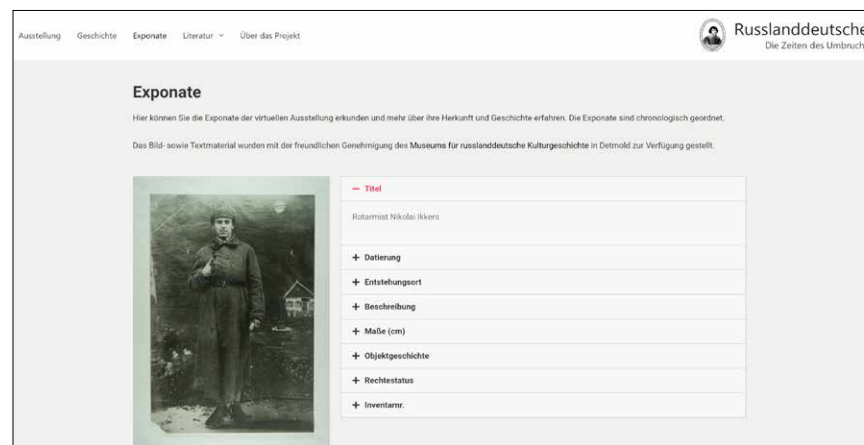
Zwar existieren einige Online-Plattformen, die über die Geschichte und seltener über die Literatur der Russlanddeutschen informieren, dennoch wird das Thema zumeist zum einen in russischer Sprache, zum anderen »trocken« in Form von Texten vermittelt. So gab es wenig Möglichkeiten der Interaktivität, die die intellektuelle Aufnahme von Inhalten fördert und die Auseinandersetzung mit dem Thema für eine breite Öffentlichkeit erleichtern sollte. Sie wurde zu einem wichtigen Kriterium der Ausstellung. Das Ziel und die Nützlichkeit des Projekts bestanden außerdem im Sichtbar- und Zugänglichmachen von literarischen Werken russlanddeutscher Autorinnen und Autoren der sowjetischen Zeit, die teilweise schwer zu finden sind, schreibt Katharina Saprygin in ihrem Konzept.

Der Themenkomplex wird über zeitliche und objektbezogene Ebenen vermittelt. Die erstere wird durch interaktive Zeitleisten abgedeckt, die letztere über eine Mediathek, die zum einen Bildmaterialien und zum anderen literarische Werke russlanddeutscher Autorinnen und Autoren, die zuvor eigens für das Projekt digitalisiert wurden, zum Inhalt hat.

Weitere Informationen: <http://russlanddeutsche.martin-opitz-bibliothek.de>

Katarina Saprygin und Redaktion KK

In der Ausstellung können detaillierte Informationen zu den Exponaten abgerufen werden. © Screenshot Kraus PrePrint



Spuren russlanddeutschen Lebens finden sich fast überall im postsowjetischen Raum. © BKDR

»Stumme Zeitzeugen«: Internationaler Fotowettbewerb

Das Bayerische Kulturzentrum der Deutschen aus Russland (BKDR) schreibt einen Fotowettbewerb unter dem Motto »Russlanddeutsche Architektur im Zeitraffer« aus.

Bewerbungen werden noch bis 31. Oktober 2020 angenommen. Zu drei Themen können Bilder eingesendet werden: ehemalige russlanddeutsche Siedlungen, städtische deutsche Architektur und Kirchen der Russlanddeutschen.

Nach Bewerbungsschluss fällt eine Jury eine Vorauswahl. Über diese können im November anschließend alle Interessierten online abstimmen. Die Preise werden im Januar 2021 feierlich vergeben, eine Fotoausstellung soll sich daran anschließen.

Mehr Informationen zum Wettbewerb gibt es auf der Seite des BKDR: www.bkdr.de/tag/internationaler-fotowettbewerb. 📄

Redaktion KK

»Kompensation für das Heimweh«

Cornelia Eisler studierte Museologie an der HTWK Leipzig und World Heritage Studies in Cottbus. 2004 wurde sie an der Universität Kiel promoviert. Sie war u. a. Mitarbeiterin am Schlesischen Museum zu Görlitz sowie im Donauschwäbischen Zentralmuseum in Ulm und forscht derzeit am Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa in Oldenburg (BKGE). Zusammen mit dem Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde der Universität Kiel und dem BKGE erstellte sie von 2008 bis 2012 eine Dokumentation der Heimatsammlungen in Deutschland. Seit März 2020 wird die Datenbank aktualisiert. Die Fragen stellte Markus Nowak.

Frau Eisler, Sie haben zu Heimatstuben geforscht. Steckt ein »kollektives Heimweh« hinter den Sammlungen?

In den Erzählungen zur Geschichte der Heimatstuben wird darauf immer wieder Bezug genommen. Man wolle das Heimweh »kompensieren«, indem Erinnerungsstücke aus den Herkunftsregionen zusammengetragen wurden. Die Heimatstuben galten somit als ein Versuch, den Verlust zu verarbeiten – besonders in den 1950er und 1960er Jahren. Die Forschung zeigt, dass dies offenbar in sehr unterschiedlicher Weise möglich war und durchaus eine Spannung zwischen persönlicher Trauer und kollektiver Aufarbeitung von Verlust bestand. So hatten viele Flüchtlinge und Vertriebene ihre eigenen privaten »Heimatecken« in ihren Wohnungen, abseits der öffentlichen Institutionen. Gleichzeitig gab es politische Motivationen für die Gründung von Heimatstuben und die Vorstellung, mit diesen »zurückzugehen« und sie dort als »Ausgangspunkt« für Heimatmuseen vor Ort zu etablieren. Sie waren folglich eng mit den damaligen revisionspolitischen Vorstellungen verbunden.

Und so entstanden sie gleich nach dem Krieg. Die ersten Einrichtungen sind Ende der 1940er Jahre entstanden. Ab den 1950er Jahren gab es eine Art Gründungsbewegung, die vorrangig aus Initiativen in Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen hervorgingen. Sie standen im Zusammenhang mit den Patenschaften auf

kommunaler und regionaler Ebene, die für Flüchtlings- und Vertriebenengemeinschaften übernommen wurden. Als die Zahl der Patenschaften anstieg, wuchs auch die Anzahl der Heimatstuben. Bis in die 1990er Jahre gab es kontinuierlich Neugründungen. Teilweise haben sich die Bundesländer einen »Unterstützungswettbewerb« in dieser Hinsicht geliefert.

Welchen Zweck verfolgten die Sammlungen?

Historisch gibt es sehr viele Narrative. Zum einen haben wir Heimatstuben, die sich nur auf den einen Ort beziehen, aus dem die Menschen kamen. Dort hat man sich zu Heimattreffen zusammengefunden. Dabei ging es auch um die Dokumentation der erhaltenen Dinge, die natürlich immer auch mit den Menschen und ihren Schicksalen zusammenhingen. Die Heimatstube war auch eine Begegnungsstätte. Zum anderen richteten die Landsmannschaften und der BdV Geschäftsräume ein, die sich allmählich ebenfalls zu kleinen Sammlungen entwickelten. Aber gerade hier spielten politische Akzente eine Rolle: Man nutzte die Ausstellungen, um durch sie Zeichen zu setzen und auf die verlorenen Gebiete zu verweisen, die einige wieder zurückerhalten wollten.

Hatten die Heimatstuben einen Anteil an der Integration von Vertriebenen?

In gewisser Weise lässt sich diese Frage mit Ja beantworten. Mit dem Erlöschen der

Erlebnisgeneration und aufgrund der patenschaftlichen Verantwortung sind Heimatstuben häufiger in die Verantwortung der kommunalen Verwaltungen übergegangen. Zuweilen erst dadurch wurde die Ankunft der Flüchtlinge, Vertriebenen und Aussiedler als Teil der Geschichte des neuen Wohnortes zunehmend anerkannt und der »Sammelauftrag« vor Ort erweitert. Die Bestände der Heimatsammlungen wurden also teilweise von den kommunalen Archiven aufgenommen, so dass größere Verluste oft vermieden werden konnten.

Wie steht es um die Zukunft der Heimatstuben? In Ihrer Dokumentation 2008 haben Sie noch fast 600 gezählt.

Es werden immer mehr Heimatstuben aufgelöst. Diese Tendenz gibt es jedoch bereits seit den 1970er Jahren. Einige Betreuer möchten ihre Einrichtungen auf Dauer so bewahren, wie sie sich seit ihrer Gründung darstellen. Es gibt jedoch viele, die schlicht vor finanziellen Problemen stehen, besonders wenn sich die Heimatgemeinschaften auflösen. Generell haben sich diese Schwierigkeiten im vergangenen Jahrzehnt eher noch verschärft. Es werden aber auch neue Wege gesucht, Heimatstuben umzuwidmen und sie auf diese Weise als Teil der Erinnerungskultur zu erhalten.

Wäre Digitalisierung ein Lösungsweg?

Es gibt Ideen, ganze Einrichtungen zu digitalisieren. Das sind aber Einzelprojekte, denn qualitativ hochwertige Digitalisierungen kosten Zeit und Geld. Zudem sind viele Sammlungen einfach nicht auf dem Niveau, dass man sie schnell digital umsetzen könnte. Es fehlen oft Bestandslisten, und daher ist es schwierig, die Herkunft der Sammlungsobjekte zu bestimmen und die Rechte an den Exponaten und am Bildmaterial zu klären. Dies ist aber eine wichtige Voraussetzung für die Digitalisierung und die zukünftige Online-Präsentation. Eine gute



Cornelia Eisler. © Gerhard Maurer

Dokumentation wäre natürlich hilfreich, gerade wenn man an die Herkunftsorte denkt, deren jetzige Bewohner ein besonderes Interesse daran zeigen, was in der Bundesrepublik an Beständen vorhanden ist. Zugleich stellen die Heimatstuben aber ein problematisches Feld dar, da die oft jahrzehntealten Sammlungen zuweilen überholte Geschichtsbilder präsentieren, die ohne eine fachkundige Kommentierung und Kontextualisierung heute nicht eins zu eins online gestellt werden sollten.

Wo sehen Sie also die Heimatsammlungen in – sagen wir – zehn Jahren?

Sobald die Dokumentation aktualisiert ist, werden wir das besser einschätzen können. Ich denke aber, Heimatstuben werden dann Bestand haben, wenn mit den Partnerstädten im östlichen Europa und/oder mit den Städten, in denen sie gegründet wurden, eine vertrauensvolle Zusammenarbeit stattfindet. So können sie in die Regionalgeschichte eingebunden werden sowie Verbindungen zu Museen beziehungsweise Archiven vor Ort schaffen und werden auch in den nächsten Jahren noch präsent sein. Natürlich nicht mehr in der Form, wie sie ursprünglich gedacht waren, aber gewandelt in dem Sinne, dass sie einen Teil der Integrations- und Verflechtungsgeschichte darstellen.

Neuigkeiten

Kulturelles Donaunetzwerk: Zwanzig Jahre Donauschwäbisches Zentralmuseum

Mit der Unterzeichnung der Vereinbarung über die Einrichtung des Donauschwäbischen Zentralmuseums zwischen der Stadt Ulm, dem Land Baden-Württemberg, der Bundesrepublik Deutschland, den Landsmannschaften der Banater Schwaben, Donauschwaben, der Deutschen aus Ungarn und der Sathmarer Schwaben fing 1994 alles an. Es folgte der Aufbau einer umfangreichen Sammlung mit Exponatensuche in Heimatstuben und vor Ort in Südosteuropa. Vor zwanzig Jahren war es dann soweit – 2000 wurde das DZM feierlich eröffnet.

Von Beginn an suchte es nicht nur Kontakt zu den Landsmannschaften, sondern auch zu Museen und Kultureinrichtungen in den ehemaligen Siedlungsgebieten und baute ein kulturelles Netzwerk entlang der Donau auf. Das DZM hat heute Partnerschaften in Ungarn, Rumänien und Serbien. Zuletzt war es in Sombor bei der Einrichtung des ersten kommunalen Museums zur Geschichte der Deutschen in Südosteuropa beteiligt.

Nach Unterzeichnung der Vereinbarung über die Einrichtung des DZM begann auch in Südosteuropa die Exponatensuche, wie hier 1997 in Südungarn. © DZM



Inzwischen bietet das Museum viele interaktive Formate an – so etwa Schauspielführungen. © DZM/Annette Cardinale

Inzwischen ist das Museum auch immer mehr zum Mitmachort geworden. Dieses Jahr sind alle Ulmer aufgerufen, ihre eigenen »Koffergeschichten« mitzubringen. Die Sammlung von Alltagsgegenständen und Erinnerungstücken erzählt so von Migration und Integration.

Derzeit plant das Haus eine Aktualisierung und Modernisierung der zwanzig Jahre alten Präsentation. Aus diesem Grund wird das Museum voraussichtlich ab Januar 2021 geschlossen sein. Die Wiedereröffnung ist für November 2021 geplant. Stadt, Land und Bund haben für dieses Vorhaben insgesamt 1,65 Millionen Euro zur Verfügung gestellt. Die Richtung für die kommenden zwanzig Jahre wird bereits ersichtlich: mehr Europa. ☺

Redaktion KK

Kulturstadt Bayern-Böhmen 2020/2021

Bis Mai 2021 ist Schwandorf bayerisch-böhmische Kulturstadt 2020/2021 und damit Mittelpunkt der Kulturszene im Grenzgebiet. Mit rund sechzig Veranstaltungen steht die Nachbarschaft zwischen Bayern und Tschechien, aber auch die Kooperation von sechs Regionen im Mittelpunkt.

Bei einem Pressegespräch informierten Oberbürgermeister Andreas Feller, die Leiterin des Centrum Bavaria Bohemia Dr. Veronika Hofinger und Projektmanager David Bender über die Hintergründe. »Wir sind stolz, dass Schwandorf zur Kulturstadt Bayern-Böhmen

ausgewählt worden ist«, freute sich Feller. Eigentlich war der Start am 21. März geplant, doch Corona sorgte für die Verschiebung. Nun gebe es »eine abgespeckte Version, einen gesunden Mix«, so der Rathauschef.

Projektleiterin Hofinger konkretisierte die sechs Regionen: Oberfranken, Karlsbad, Oberpfalz, Pilsen, Niederbayern und Südböhmen. Aus und zu diesen Regionen gibt es in den zehn Monaten immer wieder Veranstaltungen. Mit eingebunden sind Vereine, Gruppen und Verbände sowie städtische Institutionen, also Träger der lokalen Kultur.



Am Programm »Kulturstadt Bayern-Böhmen 2020/2021 Schwandorf« wirken unter anderem das Centrum Bavaria Bohemia, das Kulturamt Schwandorf und das Büro des Oberbürgermeisters mit. © Markus Bauer

»Die bayerisch-tschechische Grenzregion soll als Kulturregion wahrgenommen werden«, fasste die Projektleiterin in ihrem Statement zusammen. Die Programmviefalt skizzierte Projektmanager David Bender. Höhepunkte werden die Podiumsdiskussion »Die Oberpfalz und der Bezirk Pilsen – Nachbarregionen im Wandel« und zum Abschluss die »Woche der Nachbarn« vom 13. bis 18. Mai 2021 sein. Das Programm ist auch auf der Webseite www.bb kult.net abrufbar. Den Kulturstadt-Titel gibt Schwandorf dann nach Wunsiedel weiter.

Markus Bauer

Briefkästen der Erinnerung

»Wohin gehen Briefe, die an Verschwundene adressiert sind?«, diese Frage stellt das Erinnerungsprojekt *Poštovní schránky k zaniklým domům* (»Briefkästen für die verschwundenen Häuser«) in Marschendorf/Horní Maršov im tschechischen Riesengebirge. In verschiedenen Workshops wurden im Juli Briefkästen gebaut, die an die ehemaligen deutschen Bewohner der Region erinnern sollen. Gefüllt werden die Briefkästen nicht mit Postsendungen, sondern mit Informationen zu den Bewohnern – Bilder und biografische Angaben geben den ehemaligen Nachbarn ein Gesicht und zeigen die individuelle Ebene von Geschichte auf. Als symbolische Gedenkorte werden sie an ausgewählten Orten, wo früher die Häuser standen, aufgestellt. Bisher finden sich in Petzer/Pec pod Sněžkou, Groß-Aupa/Velká Úpa, Glasendorf/Sklenářovice und Bistritz/Bystrice solche Holzkästen. In der Landschaft nämlich weist nichts mehr auf die früheren Siedlungen hin, die Dörfer sind nach dem Krieg untergegangen. Im Rahmen des EU-geförderten Projekts wurde daher auch eine virtuelle interaktive Karte der untergegangenen Orte im Riesengebirge erstellt. Bisher ist die Webseite nur auf Tschechisch verfügbar: www.pametkrkonos.cz

Paměť Krkonoš (»Das Gedächtnis des Riesengebirges«) ist eine Nichtregierungsorganisation, die es sich zum Ziel gesetzt hat, die Geschichte des Riesengebirges zu dokumentieren, zu bearbeiten und für die Öffentlichkeit zugänglich zu machen. ☺

Redaktion KK

Die Briefkästen erinnern an die ehemaligen deutschen Nachbarn im Riesengebirge. © Paměť Krkonoš





Hauptstadt der österreichisch-ungarischen Riviera

Rijeka und das Erbe der mondänen Badekultur der Monarchie

Die kroatische Hafenstadt Rijeka rechnete eigentlich mit einem Rekord von bis zu vier Millionen Besuchern dieses Jahr. Denn zusammen mit dem irischen Galway ist sie Europäische Kulturhauptstadt 2020 und bietet ein reiches Kulturprogramm. Angesichts der Coronapandemie wird dieses zwar in geringerem Umfang stattfinden, es werden aber insgesamt sicher weniger Touristen kommen. Auch die vom Deutschen Kulturforum östliches Europa bestimmte Stadtschreiberin Alexandra Stahl konnte ihre Residenz erst verspätet beziehen. Bereits in vergangenen Zeiten war die Adria region Magnet des Fremdenverkehrs, wenn nicht sogar eines der Hauptziele innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Namen wie Biarritz, Cannes oder Antibes bündeln Vorstellungen von leuchtend blauem Meer und mondän-glamourösem BADELEBEN: herrliche Landschaften mit köstlichem Klima als Kulissen eines angenehmen und sorgenfreien Daseins für eine Leisure-Class in Sommerkleid und Leinenanzug. In der österreichisch-ungarischen Monarchie lagen weiße Felsen, duftende Lorbeerwälder und mediterrane Zypressen

sogar im Inland und waren von der Donau aus in wenigen Stunden Zugfahrt zu erreichen.

Schon ab dem 14. Jahrhundert streckten die Habsburger ihre Fühler von Mitteleuropa an die Adria aus. Dennoch spielte der Meereszugang durch Jahrhunderte eine untergeordnete Rolle im als Donaumonarchie bekannten Vielvölkerstaat mit seinen zuletzt rund 60 Millionen Einwohnern. In der Folge des Untergangs

der Republik Venedig in den Napoleonischen Kriegen löste der Doppeladler den Markuslöwen entlang der östlichen Adriaküste samt vorgelagerter Inselwelt ab. Als Brückenköpfe der Österreicher erwiesen sich die beiden Hafenstädte Triest/Trieste und St. Veit am Pflaum/Rijeka/Fiume, die nach der Mitte des 19. Jahrhunderts durch die Eisenbahn mit Wien und Budapest verbunden wurden.

Hotelpaläste der Belle Époque säumen das Ufer: Ansicht der Seitenfront des »Palace« rechts vorne, daneben das »Bellevue« und dahinter am Hang die kupfergrüne Kuppel der katholischen Mariä-Verkündigungs-Kirche im neoromanischen Stil. © Agentur 123.RF

Fiume war dabei die Drehscheibe für die österreichisch-ungarische Riviera, die diesen Namen mit vollem Recht verdiente. Von Sankt Jacobi/Opatija/Abbazia im Norden bis nach Crikvenica im Süden sind es rund fünfzig Kilometer Küstensaum entlang der Kvarner-Bucht, wo Mitteleuropa traditionell die Zehen ins Wasser tauchte. Vom Felsenstrand aus konnte man zudem beobachten, wie die Ozeanriesen der inländischen Reederei Austro-Americana oder der englischen Cunard-Hungarian-Line den Hafen mit dem amerikanischen Kontinent verbanden. Ab 1913 fuhr die ungarische Levante-Linie sogar regelmäßig nach Australien.

Dementsprechend kosmopolitisch war die Urlauberschar, die nicht zuletzt aus medizinischen Gründen an die Gestade der Adria reiste. Leopold Schrötter von Kristelli (1837–1908), ein Vertreter der »Wiener medizinischen Schule« und Begründer der Laryngologie, wurde nicht müde, die positive Wirkung des »Salzhauchs der Brandung« auf Atemwegserkrankungen hervorzuheben – verheißungsvolle Worte in einer Zeit der in ganz Europa allgegenwärtigen Tuberkulose, die auch als »Wiener Krankheit« bezeichnet wurde.

Als Testimonial stellte sich auch der Karlsbader Kurarzt und Therapeut Enoch Heinrich Kisch (1841–1918) zur Verfügung. Der entfernte Großonkel des »rasenden Reporters« Egon Erwin Kisch (1885–1948) erwies sich als ebenso wortgewaltig wie dieser: »Der Genuss der erquickenden Seeluft, der Anblick der bunten Wechsel bietenden Schönheiten der Landschaft, die Anregung zur angenehm leicht ermöglichten körperlichen Bewegung sind gewaltige Momente, welche den Übermüdeten und Abgespannten vorteilhaft beeinflussen.«

Die wirtschaftliche Komponente der Entwicklung Abbazias als Juwel der österreichischen Riviera lag in den Händen der Südbahn-Gesellschaft und ihres allgewaltigen und initiativen Generaldirektors Friedrich Julius Schüller (1832–1894). Dem gebürtigen Elsässer, der aus der Privatbahn den größten Arbeitgeber der Monarchie gemacht hatte, schwebte ein »österreichisches Brighton« vor. Wie im englischen Seebad sollte sich seine Eisenbahngesellschaft nicht nur um die Anreise von Erholungsuchenden, sondern auch um den Betrieb von Hotel- und Resortanlagen kümmern. Die Wertschöpfung seines Unternehmens sollte bei der Abteiltür beginnen und hinter der Zimmertür im Hotel enden. Um die Auslastung der Herbergen zu gewährleisten, führte Schüllers Südbahn etwa im Sommer 1901 neun direkte Kurswagen Wien–Abbazia mit Endpunkt Rijeka. Die Fahrzeiten betrug ab Wien gute zwölf Stunden. Von Berlin aus war das Nobelbad in 27 Stunden zu erreichen; russische Gäste mussten eine Fahrzeit von 55 Stunden ab der Hauptstadt St. Petersburg einkalkulieren.

Zu den Kurort-Spezifika der Belle Époque gehörte, dass man trotz der vorgeblichen Weltabgeschiedenheit und Naturnähe nicht auf die Segnungen des Großstadtlebens verzichten wollte. Patisserie, frisches Obst und Delikatessen wurden mit der Eisenbahn ebenso wie Zeitungen täglich aus den Hauptstädten geliefert,

Das 1884 nach dem Vorbild englischer *railway hotels* für die Südbahn-Gesellschaft errichtete Hotel »Quarnero« leitete den Boom der Luxushotellerie an der Adria ein. Photochrom-Druck. © Library of Congress



und die Hotelbauten der Südbahn-Gesellschaft nahmen an der Wiener Ringstraße ihr architektonisches Maß. Bis heute sind – von einigen Einsprengseln jugoslawischer Tourismusarchitektur abgesehen – Villen und Gründerzeithotels die vorherrschende Bebauung entlang des »Lungomare« zwischen Volosko und Lovran.

Für die Fremdenverkehrswirtschaft ist die nostalgische Substanz Segen und Fluch zugleich, bedarf es doch gewaltiger Investitionen, um die großzügigen Paläste auf modernen Stand – etwa in der Energietechnik – zu bringen. Goldstück, Arkaden und Marmorterrassen waren aber manchem nicht genug: »Es ist ein schmutziges slawisches Städtchen mit nur einer Straße, die ewig stinkt und die man nach einem Regen nicht ohne Gummischuhe überschreiten kann«, ließ Anton Tschschow 1895 den unglücklich verliebten russischen Gutsbesitzer Iwan Iljitsch Schamochin über seine Sommerfrische sagen. Der deutsche Kaiser Wilhelm II., der österreichische Monarch und in ihrem Gefolge zahlreiche weitere Prominente waren nicht so empfindlich, und allsommerlich tummelte sich die Wiener Hofgesellschaft, erweitert um Kreise der Wirtschaft, Kunst und Industrie sowie ein internationales Publikum. Österreich-Ungarns launische Monarchin »Sisi« (1837–1898) fühlte sich in Abbazia überhaupt nicht wohl, wobei ihre Kritik in den Wesenskern des Kurortes traf: »Zu nahe an Wien – man trifft die gleichen Leute wie zu Hause.«

Flucht- und Vergnügungsmöglichkeiten fanden sich in Rijeka, das durch die strahlend weißen Lokaldampfer der »Ungaro-Croata« im Halbstundentakt mit den Sommerfrischeorten verbunden war. Die Gesellschaft bot mit ihren »Salondampfern«, die mit Plüschsitzen und Teakholzvertäfelung ausgestattet waren, auch Ausflüge in die Inselwelt der Kvarner-Bucht an. Besonders beliebte Ziele waren dabei die Insel Lošinj oder der private

Archipel von Brijuni/Brioni, den der ehemalige Stahlindustrielle Paul Kupelwieser (1843–1919) zu einem exklusiven Hideaway ausgebaut hatte, wo der später in Sarajevo als Fanal des Weltkriegs erschossene Thronfolger Franz Ferdinand (1863–1914) mit seiner Familie zu entspannen pflegte. Zu seinen Besuchern gehörte auch Wilhelm II., der allerdings nicht in der Hotelsuite, sondern auf der »SMS Hohenzollern« nächtigte – ein imperialer Vorgänger der heute noch zahlreich anzutreffenden deutschen Yachturlauber.

Die österreichisch-ungarische Monarchie bestand eigentlich aus zwei Staatsgebilden, die durch den habsburgischen Monarchen und einige zentral administrierte Bereiche wie etwa die Verteidigungs- oder Außenpolitik verbunden waren. Innerhalb der beiden Reichshälften herrschte ein hohes Maß an innerer Autonomie, aber auch entsprechende Rivalität. Abbazia und die Seebäder der Umgebung sowie die Inseln gehörten nominell zum österreichischen Staatsgebiet, während das mehrheitlich italienisch- und kroatischsprachige Rijeka samt einem Küstenstreifen von Ungarn verwaltet wurde. In Budapest wurde der devisen- und prestigeträchtige Fremdenverkehrsboom daher mit Argwohn verfolgt, ohne zunächst bedeutsamere Aktivitäten auszulösen.

Den Startschuss zum Fremdenverkehr hatte ausgerechnet ein Habsburger gegeben: Erzherzog Josef (1833–1905) aus der magyarischen Linie der Dynastie war es leid, der Wiener Verwandtschaft im Urlaub über den Weg laufen zu müssen. Kurzerhand erwarb er Ländereien am Meer und ließ ein nach ihm selbst benanntes Hotel errichten, das heute mustergültig renovierte »Kvarner Palace«. Nunmehr konnten ungarische Magnaten und die Budapester Hautevolee ohne patriotische Gewissensbisse



Zwischen Rijeka und den Orten des Tourismusgebiets von Abbazia pendelten die eleganten Salondampfer der »Ungaro-Croata«, hier beim Auslaufen aus Rijeka. Ansichtskarte, um 1910. © Archiv Autor

am Meer urlauben und dabei noch die heimische Wirtschaft unterstützen. Man täte Erzherzog Josef aber Unrecht, ihn auf einen berechnenden Geschäftsmann zu reduzieren. Vielmehr war er ein Philantrop, begeisterter Feuerwehrmann und produktiver Wissenschaftler, dem besonders das Schicksal der Roma und Sinti ein aufrichtiges Anliegen war. Mit seinen Forschungen zur Sprache der mobilen Minderheiten beschritt er Ende des 19. Jahrhunderts absolutes Neuland – und dies nicht nur als Angehöriger eines regierenden Hauses.

Der Adria-Tourismus rund um Rijeka ist seit bald anderthalb Jahrhunderten eine der großen Konstanten der regionalen Wirtschaft ebenso wie des mitteleuropäischen Freizeitverhaltens. Nach dem Ende der Monarchie litten Beliebtheit und Luxus des Küstenstrichs keineswegs, auch wenn die Anreise nunmehr Reisepass und Grenzkontrollen erforderte. Daran änderte sich auch in jugoslawischer Zeit nichts, vielmehr sorgte die sozialistische Preisgestaltung für nie zuvor gekannte Breitenwirksamkeit. Zwischen diesen beiden Polen hat sich das Angebot heute eingependelt, und mittlerweile ist in der Region der Faktor »Nostalgie« genauso attraktiv wie der ewige Akkord von Sommer, Sonne und Meer.

Gregor Gatscher-Riedl

Rezensionen

Bogen von der Erlebnisgeneration zu den Enkeln

Marco Sagurna: *Warmia*, Pop-Verlag, Ludwigsburg
2018. 382 S. ISBN 978-3-86356-228-1

Das Wort *Warmia* ist im Deutschen kaum bekannt; es ist der Name für Ermland, eine Region im westlichen Teil des ehemaligen Ostpreußen, heute in der Woiwodschaft Warminsko-Mazurskie in Polen. Zentrales Thema ist der Verlust Ostpreußens, verbunden mit Flucht und Vertreibung und Ankunft in der damaligen britischen Zone. Es ist kein reines, für die Zeit nach Kriegsende typisches Erinnerungsbuch, mit Berichten von Vertriebenen, sondern es spannt den Bogen von der Erlebnisgeneration zu den Enkeln. Marco Sagurna selbst hat ostpreußische Wurzeln und zählt zur Nachkriegsgeneration.

Hauptpersonen sind die Studentin Tina und der junge Redakteur Kauka. Durch die Bekanntheit der kunstinteressierten Tina mit der ähnlich veranlagten Paulina, einer Enkelin ostpreußischer Masuren, die sich der Vertreibung 1944/1945 widersetzt hatten und in Polen geblieben waren, tritt Ostpreußen in den Blickpunkt. Der Autor macht hiermit Aussagen zur vielschichtigen Geschichte der Region, die sich aus vielen Wurzeln zusammensetzt: Pruzzen, deutsche Siedler, vertriebene Salzburger Glaubensflüchtlinge, Hugenotten, holländische Mennoniten, Russen, Balten und Polen.

Die Frage »Woher kam er?« motiviert Kauka, den Herkunftsort seiner Vorfahren kennenzulernen. Es war eine Großbauernwirtschaft im Ermland, wo der junge Kauka eine unbeschwernte Kindheit erlebte, bis der Krieg Ende 1944 auch hier ankam. Es folgen Schilderungen, etwa über Flucht und Vertreibung, wie sie hinreichend in der Vertriebenenliteratur

beschrieben wurden. Warum also dieser Aspekt? Eine mögliche Antwort: Das Verhalten von Angehörigen der Roten Armee gegenüber der deutschen Bevölkerung wird mit dem Vernichtungsfeldzug der Wehrmacht begründet; einseitige Verurteilung der Russen und die Betonung des deutschen Leids trifft man hier nicht, es muss sogar hervorgehoben werden, dass Sagurna Textstellen von Solschenizyn (*Ostpreußische Nächte*) sowie Kopelew (*Aufbewahren für alle Zeit*) zur Dokumentation russischer Verantwortung für Verbrechen an Deutschen anführt. Bis heute ist das nicht der allgemeine Erkenntnisstand in Deutschland.

Gegen Ende des Buches – es sind die ersten Jahre der Bundesrepublik – fallen drei Schwerpunkte auf: die lange genährte Hoffnung auf Rückkehr nach Ostpreußen und die Mechanismen des Lastenausgleichsgesetzes, ganz zu schweigen von der emotionalen Ebene, die bei den Zeitzeugen nicht geringer geworden ist. Nicht akzeptabel ist die Einschätzung des Deutschen Ordens als brutale Ordnungsmacht – er muss in seine Zeit eingeordnet und seine zivilisatorische und missionarische Rolle berücksichtigt werden.

Der Schluss ist optimistisch. Das zeigen die beschriebenen Familien- und Freundeskreise in Polen und in Deutschland. Das Verbindende ist die Kunst. Bei allen Freiheiten, wie sie heute die Menschen in Europa praktizieren, sollen Grenzen bewahren, »was sich in der Geschichte der jeweiligen Landschaft an Kultur und Kulturen entwickelt hat. Natürlich nicht das Despotische.« Es ist zu vermuten, dass hier autobiografische Elemente des Autors einfließen. Wer Interesse an der deutsch-polnischen Geschichte mit ihren heutigen Möglichkeiten einer Überwindung der Konflikte durch unsere Generationen hat, dem ist dieses Buch zu empfehlen.

Karlheinz Lau



Das Unfassbare darstellen

Daleká Cesta, Tschechoslowakei 1949, Regie: Alfréd Radok, 108 Min.

»Und dass man die Wahrheit über Deutschland berichtet ist die einzige Forderung!« Mit diesen Worten von Otto Dietrich, Reichspresseschef der NSDAP, leitete Alfréd Radok seinen Film *Daleká Cesta* (»Der weite Weg«) ein. Die Wahrheit über Deutschland berichten – für Radok bedeutete das, über die deutschen Verbrechen aufzuklären. 1948 entstand der erste tschechoslowakische Film über den Holocaust. Gedreht wurde in Prag und Theresienstadt/Terezín, gerade einmal drei Jahre, nachdem das Ghetto von der Roten Armee befreit worden war.

Radok galt während der Okkupation als »Halbjude«, mehrere seiner Angehörigen wurden in Theresienstadt ermordet. Der Autor des ursprünglichen Drehbuchs, Erik Kolár, war kurz vor Ende des Krieges ebenfalls in das Ghetto verschleppt worden, nachdem er lange wegen seiner nichtjüdischen Ehefrau der Deportation entgehen konnte.

Die Handlung des Films ist an Kolárs eigene Geschichte angelehnt: Kurz nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Prag heiratet die jüdische Ärztin Hana ihren nichtjüdischen Kollegen Toník. Das Paar erlebt, wie die Ausgrenzung der jüdischen Bevölkerung immer stärker wird. Hana verliert ihre Arbeit und muss einen gelben Stern tragen. Und schließlich stehen entsetzte Menschen vor der ehrwürdigen Altneu-Synagoge und wiederholen immer wieder das unheilvolle Wort, das die Deportationen in das Ghetto Theresienstadt ankündigte: »Transporty, transporty«.

Anders als viele neuere Filme über den Holocaust nutzt *Daleká Cesta* die Geschichte der Judenverfolgung nicht nur als Kulisse für eine romantische Liebesgeschichte oder einen dramatischen Thriller. Radok konzentrierte sich darauf, die verschiedenen Stufen des Verbrechens nachzuzeichnen. Auch ein Thema, über



Der Film kann über Online-Plattformen mit englischen Untertiteln gestreamt werden. © Screenshot Redaktion KK

das in der tschechoslowakischen Öffentlichkeit in den folgenden Jahrzehnten geschwiegen wurde, klammerte er dabei nicht aus: Die Figur von Toníks Vater erinnert daran, dass auch in der tschechischen Bevölkerung Antisemitismus verbreitet war. Als er erfährt, dass sein Sohn eine Jüdin zur Frau nehmen möchte, ist er verärgert. Auf der Hochzeit bleibt ein Stuhl leer.

Der beinahe dokumentarische Charakter des Spielfilms wird immer wieder von grotesken Szenen unterbrochen, die aus der Handlung herausfallen. Die für den Zuschauer verwirrenden Sequenzen erfüllen jedoch genau damit ihren Zweck. Radok beanspruchte mit diesen expressionistischen Elementen – ungewöhnlichen Kamerawinkeln, dem Spiel mit Licht und Schatten, dissonanter Musik –, die Verzweiflung der verfolgten Juden darzustellen.

In der zunehmend stalinistisch geprägten Tschechoslowakei war für einen Film, der das jüdische Leid thematisierte und die Ästhetik des sozialistischen Realismus in Frage stellte, kein Platz. 1949 wurde *Daleká Cesta* in nur wenigen Kinos gezeigt. Erst in den Jahren nach Stalins Tod gab es immer wieder einzelne Vorführungen, bevor der Film in den 1990er Jahren wiederentdeckt wurde. Inzwischen liegt er in einer restaurierten Fassung vor.

Auch 75 Jahre nach der Befreiung von Theresienstadt klärt *Daleká Cesta* über die deutschen Verbrechen auf. Und er gibt eine ganz eigene Antwort auf die Frage, wie die Leiden des Holocaust filmisch dargestellt werden können.

Niklas Lämmel

Zukunft ist Integration

Mögliche Perspektiven von Heimatsammlungen im 21. Jahrhundert



Von Autos über Besteck und Geschirr bis hin zu Trachten oder Pferdewagen, die beim Flüchtlingstreck alles Hab und Gut aus dem Osten transportierten: Heimatstuben, Sammlungen und ganze Minderheitenmuseen zeigen die einstige, aber teilweise auch heute noch bestehende Kulturgeschichte der Deutschen im östlichen Europa. Häufig von Privatpersonen, Vertriebenen oder Verbänden gegründet, stehen sie 75 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs vor der Herausforderung des Wegbrechens der Erlebnisgeneration. Digitalisierung oder Übertragung in Archive oder die Herkunftsregion sind mögliche Wege in die Zukunft. Eine Bestandsanalyse anhand einiger Beispiele.

Rehgeweihe und Schwarzweißfotos an der Wand, Bücherregale, alte Möbel und eine Schreibmaschine hinter Glas. Eine durchaus gemütliche Atmosphäre hat sich Johannes

Bobrowski in seinem Arbeitszimmer in Berlin-Friedrichshagen geschaffen. Der aus Tilsit/russ. heute Sowjetsk stammende Dichter war befreundet mit Hans Magnus Enzensberger, Paul Celan und Günter Grass und schrieb neben zahlreichen Gedichten die Romane *Levins Mühle* sowie *Litauische Claviere*, in denen er sich immer wieder mit seiner ostpreußischen Heimat auseinandersetzte. Nach seinem plötzlichen Tod 1965 lebte seine Frau Johanna bis

Bobrowskis altes Arbeitszimmer wurde nach Willkischken/Vilkyškiai gebracht, den Handlungsort von *Litauische Claviere*. © Markus Nowak

2011 in der gemeinsamen Berliner Wohnung. Bobrowskis handschriftlicher Nachlass wird im Deutschen Literaturarchiv Marbach aufbewahrt, und seine Bibliothek befindet sich in den historischen Sammlungen der Zentral- und Landesbibliothek Berlin.

Das eingangs beschriebene Arbeitszimmer aber wurde rund tausend Kilometer gen Osten bewegt, nach Willkischken/Vilkyškiai in Litauen. Kein Zufall: Willkischken ist Handlungsort von *Litauische Claviere*. Die Landschaft an der Memel war Inspiration für den Dichter, und das kleine Bobrowski-Museum in dem 1500-Einwohner-Nest ist ein Beispiel dafür, welche Wege Ausstellungen und Sammlungen gehen, die sich in jüngster Zeit, nach dem Ableben der Erlebnisgeneration, im weitesten Sinne mit dem östlichen Europa beschäftigen. Denn eine Möglichkeit ist die Übertragung von ganzen Sammlungen oder von Teilen in die »Ursprungsregionen«, wie im August 2019 Teile der Bunzlauer Sammlung aus Siegburg ihren Weg ins Keramikmuseum Bunzlau/Bolesławiec gefunden haben.

In die alte Heimat zurück

Gemeinsamkeiten in Bezug auf die Herstellung von Tonwaren führten in der früheren Töpferstadt Siegburg nach dem Krieg zu ersten Kontakten mit Bunzlauern. Daraus entwickelte sich die Übernahme der Patenschaft durch die Kreisstadt Siegburg und den ehemaligen Siegburger Kreis über die vertriebenen Einwohner von Bunzlau, die 1953 besiegelt wurde. Mit Unterstützung der Paten fand im gleichen Jahr das erste Bundesheimattreffen der Bunzlauer statt. 1985 wurde im Siegburger »Haus der Begegnung« eine Heimatstube mit Museum, Bibliothek und Archiv eingerichtet. Im Laufe der Jahre folgten mehrere Umzüge in verschiedene

von der Stadt zur Verfügung gestellte Räumlichkeiten, die jedoch mittelfristig einer anderen Verwendung zugeführt werden sollten. Dann kam der Zeitpunkt, an dem sich die Vertreter der Bundesheimatgruppe für die Schenkung ihrer Sammlungen an das Haus Schlesien in Königswinter entschieden. Letzteres wird Dauerleihgaben-Vereinbarungen mit anderen Institutionen abschließen, so dass die Sammlung als solche erhalten bleibt und teilweise der interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird.

Etwa in Bunzlau selbst, wo das Keramikmuseum noch zwei Abteilungen hat, die demnächst zusammengeführt werden sollen. Silke Findeisen, die das Bunzlau-Projekt im Haus Schlesien betreut, bestätigt, dass aufgrund einer Anfrage der Bunzlauer Partner vom *Muzeum Ceramiki* eine erste Auswahl besonderer Keramiken, Bilder und Landkarten inventarisiert und als Dauerleihgabe nach Bunzlau gegeben wurde.

Bei der Ausstellungseröffnung in Niederschlesien zeigte sich Peter Börner, Vorsitzender der Bundesheimatgruppe Bunzlau, zwar froh, »dass wir unsere Schätze in guten und kompetenten Händen wissen, und wir sind sicher, dass sie viel Anklang finden.« Zugleich schmerzte es, dass es nicht möglich war, die Bunzlauer Heimatsammlung in Siegburg zu sichern. »Andererseits kann man sagen: Sie haben den Weg zurück nach Schlesien gefunden. Sie sind

zumindest als Leihgabe wieder dorthin gekommen, wo sie einstmals zu Hause waren.«

Virtuelle Heimatstuben

Die »Heimkehr« ist aber nur ein Zukunftsszenario für Sammlungen, sind doch viele Heimatstuben durch Überalterung sowohl ihrer Betreiber als auch der Zielgruppen bedroht. Eine weitere Möglichkeit ist die Digitalisierung von Beständen und spätere Ausstellung im Internet. Einer der Pioniere auf diesem Gebiet ist die Heimatstube Habelschwerdt in Altena. 2009 machte Barbara Trappe, Jahrgang 1946, den Vorschlag, die Exponate ins Netz zu übertragen. »Bei dem Treffen klagte jemand, dass man sonntags in der Heimatstube sitzt und keine Gäste kommen«, erinnert sich Trappe.

Schon damals zeigte sich das schwindende Interesse an den Heimatsammlungen, auch weil etwa die Habelschwerdter weit verstreut sind. »Ich schlug vor, dass man alles, was vorhanden ist, fotografiert und ins Netz stellt. Denn mittlerweile nehmen nur noch wenige die lange Anreise zur Heimatstube auf sich.« Gesagt, getan: Die insbesondere von Trappe betreute Seite ging 2010 online und war von Beginn an »ein großer Erfolg«, wie sie sagt: Im gleichen Jahr 2 000 Zugriffe, im zweiten schon 5 000, erinnert sie sich. »Unsere Mitglieder waren schwer angetan.«

Mittlerweile bekommt sie viele Anfragen von Heimatforschern oder Nachkommen ehemaliger Habelschwerdter. »Die Menschen, die mich anschreiben, sind oft Mitte fünfzig. Sie fangen dann an zu forschen, wenn Vater oder Mutter gestorben sind und sie vor den alten Fotos dasitzen und

nicht wissen, was darauf ist«, sagt Trappe. »Die Zukunft der Heimatstuben ist digital«, ist sie sich sicher.

Eine virtuelle Zukunftsvision der Heimatstuben sieht auch die Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen. So hat sie im Juli erst im Rahmen des Leuchtturmprojekts »Virtuelle Heimatsammlungen« die Sammlung der Siebenbürger Sachsen in Wiehl digitalisiert: Dabei wurden ausgewählte Ausstellungsstücke fotografiert und die Heimatstube für eine 360-Grad-Rundumsicht aufgenommen. Aus den Aufnahmen entsteht eine virtuell begehbare Heimatstube, die zusammen mit zunächst elf weiteren Sammlungen aus Nordrhein-Westfalen auf einer eigenen Webseite zugänglich gemacht wird.

Zukunftsperspektiven aufzeigen

Einen anderen Weg zur Zukunftssicherung schlug das zwischen 1968 und 2016 bestehende Museum Stadt Königsberg ein. »Die Zukunft liegt in der Integration«, glaubt Klaus Weigelt, Vorsitzender der Stadtgemeinschaft Königsberg. Das Duisburger Haus nahm in seiner Geschichte häufig am kulturellen Leben teil, zeigte 2004 in einer Exposition rund 30 000 Besuchern das Leben und Wirken von Immanuel Kant oder organisierte anlässlich des Kulturhauptstadtjahres RUHR.2010 eine weitere Ausstellung über den Königsberger Philosophen. Doch ab den 2010er Jahren waren das steigende Alter in der Stadtgemeinschaft und die schwindende Zahl der ehrenamtlichen Helfer zu beobachten.

2016 wurden die Bestände schließlich dem Ostpreußischen Landesmuseum (OL) in Lüneburg übergeben. Weigelt ist darüber froh, denn von jetzt auf gleich könne man kein Wissen übertragen. Im geplanten Kant-Anbau des OL ist eine eigene Königsberg-Abteilung auf Grundlage der übergebenen Sammlung geplant.



Unter www.heimatstube-habelschwerdt.de ist die Heimatstube Habelschwerdt zu erreichen. © Screenshot Deutsches Kulturforum östliches Europa

Von der Zusammenführung der Bestände profitiert dabei nicht nur die Stadtgemeinschaft Königsberg, sondern auch das OL, wie Museumsdirektor Joachim Männert bei der feierlichen Übergabe feststellte: »Damit wird Lüneburg Kantstadt«, sagte er und spannte so ein Netz zwischen den ehemaligen Hansestädten Lüneburg und Königsberg. Weigelt und seine Mitstreiter sind froh, dass die Sammlung nun in professionellen Händen ist: »Uns ging es um die Bewahrung des Kulturguts.« Gerade auch, weil mit der Überführung ins OL neue Zugänge zu Ostpreußen erschlossen werden und damit auch weitere Zielgruppen ins Museum kommen, etwa Kindergeburtstagsgäste. Die Hoffnung, neues Publikum zu erreichen, weckt auch die Digitalisierung der Heimatstuben, da sie nun von überall auf der Welt quasi rund um die Uhr von allen Interessierten zu besuchen sind und dadurch auch jüngere Menschen anziehen.



Peter Börner, Vorsitzender der Bundesheimatgruppe Bunzlau, sitzt in der alten Bunzlauer Heimatstube. © Dieter Göllner

Minderheiten vor Ort

Die Frage nach der Zukunftsfähigkeit stellt sich im ungarischen Tata nicht. »Wir sind eine lebendige Minderheit«, heißt es im Ungarndeutschen Museum vor Ort. In Ungarn leben heute noch etwa 220 000 Angehörige der deutschen Minderheit. Unter dem Motto der 2015 eröffneten Dauerausstellung *Wir und die Anderen* beleuchtet das Museum das Zusammenleben von Minderheiten und Mehrheitsgesellschaft

Keramik, eine typische Küchen-Sitzecke und Trachten. Die Siebenbürger Stube sieht aus wie viele andere Heimatsammlungen. © Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen



Bei der Digitalisierung der Siebenbürger Heimatsstube in Wiehl-Drabenderhöhe werden die Trachten fotografiert. © Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen



und ihre Verflechtungsgeschichte. Mit persönlichen Erinnerungsstücken wird auch hier die Geschichte anhand von individuellen Schicksalen erzählt. Das Museum ist dabei Teil des Stadtmuseums und so auch symbolisch in die Stadtgeschichte eingebunden. Dies wird auch an seinem Social-Media-Auftritt deutlich – das Museum richtet sich vor allem an eine jüngere, meist ungarischsprachige Zielgruppe.

Die jahrhundertelange Nachbarschaft und Verflechtungsgeschichte zu erzählen, war auch Anstoß für die Gründung des Collegium Bohemicum 2006. In Aussig/Ústí nad Labem sollte ein deutsch-tschechisches Museum diese nun ausstellen. Auch wenn in Böhmen nur noch wenige deutschsprachige Bewohner leben, so gab es doch auf beiden Seiten der deutsch-tschechischen Grenze seit den 1990er Jahren Bestrebungen, die gemeinsame Geschichte nicht nur aufzuarbeiten, sondern auch öffentlich zugänglich zu machen. Das Konzept für die Ausstellung steht schon seit 2011 fest. Zunächst war ihre Eröffnung im Flügel des Stadtmuseums für 2014 geplant, bürokratische Hürden und die verspätete Freigabe von zugesagten Fördermitteln führten zu Verzögerungen. Zudem gab es immer wieder politische Auseinandersetzungen, etwa darum, wie »tschechisch« oder »deutsch« die Ausstellung sei. Inzwischen wurde mit der Installation der Ausstellung *Unsere Deutschen* begonnen. Der Eröffnungstermin wurde nun erneut verschoben, diesmal allerdings coronabedingt. Nach mehr als 14 Jahren Planungsphase soll das »Museum der deutschsprachigen Bewohner Böhmens« im Januar 2021 eröffnet werden. Ein erster Einblick in die Ausstellung verrät: Sie wird interaktiv.

»Boost« in Sachen Identität

Im Aufbau befindlich ist derzeit auch ein weiteres Museum, wo eine durchaus lebendige deutsche Minderheit aktiv ist. In Oberschlesien,



Blick ins Ostpreußische Landesmuseum und seine Exponate zu Immanuel Kant, darunter zwei silberne Bohnen der Königsberger Bohnengesellschaft, ein Stich und eine Haarlocke Kants. © Ostpreußisches Landesmuseum

rund um Oppeln/Opole, lebt mehr als die Hälfte der rund 200 000 Menschen mit deutscher Abstammung in Polen. Seitdem 2011 von Berlin und Warschau in der »Gemeinsamen Erklärung des Runden Tisches« die Idee festgehalten wurde, ein Ausstellungshaus zur Geschichte der deutschen Minderheit zu errichten, sei aber nicht viel geschehen, sagt Weronika Wiese. Die Projektkoordinatorin und stellvertretende Leiterin des »Dokumentations- und Ausstellungszentrums der Deutschen« in Polen berichtet von konkreten Plänen, die derzeit realisiert werden: In der ersten Etage des bereits erworbenen Baus soll eine Ausstellung über Deutsche in Polen entstehen, in der die Geschichte der Besiedlung und Stadtgründungen zu sehen sein wird. »Es geht darum zu zeigen, dass die Minderheit nicht erst 1945 plötzlich da war«, sagt Wiese. Weitere Etagen stehen für Wanderausstellungen oder Seminare offen.

Bis Ende 2020 wird ein bereits erworbenes Gebäude »adaptiert«, also saniert. 2021 soll die Ausstellung aufgebaut werden, und im März 2022 ist – nach bisheriger Planung – die Eröffnung vorgesehen. Die Gelder fließen bislang

aus Berlin, das Marschallamt Oppeln will sich an den laufenden Kosten beteiligen, Unterstützung aus Warschau werde noch beantragt, sagt Wiese. Auch, damit es nicht als »deutschfinanzierte Ausstellung« torpediert werde. »Wir alle warten auf so etwas wie unser Museum«, sagt Wiese. »Das wird etwas Einmaliges in Polen und in Europa.« Wie auch die Gründungen der Heimatstuben auf den Wunsch nach Identitätswahrung der Heimatvertriebenen zurückgehen, so werde das Museum der Minderheit in Oppeln den Deutschen in Polen in Sachen Identitätsbildung »einen Boost« geben, sagt Wiese. »Das ist wichtig für uns.«

Markus Nowak und Marie Schwarz
unter Zuarbeit von Dieter Göllner

Unscheinbar wirkt das bereits erworbene Haus in der Altstadt von Oppeln/Opole. Es wird derzeit saniert. Darin soll das »Dokumentations- und Ausstellungszentrum der Deutschen« mit einer Ausstellung zur deutschen Minderheit in Polen einziehen. Die Eröffnung ist für März 2022 geplant. © Weronika Wiese



Veranstaltungen

Von Sibirien nach Słubice. Die Besiedlung der polnischen Stadt Słubice

Vortrag von Prof. Dr. Beata Halicka mit anschließendem Zeitzeugengespräch

Museum Viadrina, Carl-Philipp-Emanuel-Bach-Straße 11, 15230 Frankfurt (Oder)

28. September 2020, 18 Uhr

Nach Flucht und Vertreibung der deutschen Bevölkerung musste die Stadt Słubice, die aus der Frankfurter Dammvorstadt hervorgegangen war, neu besiedelt werden. Nach und nach zogen Mitarbeiter des Grenzschutzes und des Militärs sowie Zivilbevölkerung in die neue polnische Grenzstadt an der Oder. Unter ihnen befanden sich Umsiedler aus den Gebieten, die Polen an die Sowjetunion abtreten musste, aber auch viele zuvor aus den ehemaligen polnischen Ostgebieten von den Sowjets nach Sibirien deportierte Polen. Andere migrierten in den neuen polnischen Westen, weil sie hier eher eine Chance auf einen Neuanfang sahen. Einen kleinen Teil bildeten schließlich ehemalige Zwangsarbeiter, die sich hier auf ihrem Weg aus dem Westen niederließen.

Das Museum Viadrina, das Institut für angewandte Geschichte – Gesellschaft und Wissenschaft im Dialog e.V. und das Deutsche Kulturforum östliches Europa laden 2020 zur Veranstaltungsreihe *Bahnhof Europas. Frankfurt (Oder) 1945* ein. Die Reihe möchte 75 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und der Potsdamer Konferenz ein Stück wechselvoller

Frankfurt (Oder) 1945: Panorama mit Blick auf die gesprengte Brücke nach Osten. Foto: Walter Fricke, © Stadtarchiv Frankfurt (Oder)



brandenburgischer, aber auch europäischer Geschichte entdecken.

Gesalzene Wassermelonen

Dokumentartheater

Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte
Georgstraße 24, 32756 Detmold

19.–26. September 2020

In echten Güterwaggons erzählt die Theatergruppe »Das Letzte Kleinod« über das dunkelste Kapitel russlanddeutscher Geschichte. Der Autor und Regisseur Jens-Erwin Siemssen reiste nach Kasachstan und interviewte dort Zeitzeugen von Zwangsumsiedlung, Arbeitslagern und dem Neubeginn in der Fremde. Die Lebenswege dieser Menschen wurden nun schauspielerisch in Szene gesetzt. »Das Letzte Kleinod« zeichnet sich durch Inszenierungen an ungewöhnlichen Orten aus. Dabei bedient sich die Gruppe der Mittel des dokumentarischen Theaters, wonach Interviews die textliche Grundlage der Stücke bilden.

Gesalzene Wassermelonen entstand 2018 in Kooperation mit dem Deutschen Theater Almaty. Nach der erfolgreichen Theatertournee durch Kasachstan, Usbekistan und Russland wird das Projekt mit Unterstützung des Ministeriums für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen nun in Detmold präsentiert. Jeweils nach der Vorstellung wird den Besuchern eine thematische Führung im Museum zum Thema Deutsche in Kasachstan angeboten.

Im Süden meiner Seele

Filmvorführung zu Paul Celan

Bundesplatz-Kino Berlin, Bundesplatz 14, 10715 Berlin

12. September 2020, 13:30 Uhr

Der Spielfilm *Im Süden meiner Seele* (D/RO 1988) des Siebenbürger Filmemachers Frieder Schuller beleuchtet die Bukarester Jahre des großen Dichters aus Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuți). *Die Todesfuge*, das berühmteste



Paul-Celan-Denkmal in Czernowitz. © Deutsches Kulturforum östliches Europa/Ingeborg Szöllösi

deutsche Gedicht nach 1945, erlebte seine weltweite Erstveröffentlichung am 2. Mai 1947 nicht in seiner Originalsprache, sondern in rumänischer Übersetzung unter dem Titel *Tangoul Morții* (»Todestango«) in der Bukarester Zeitschrift *Contemporanul*. Es war Paul Celans Debüt als Dichter.

Zwischen Aufstand, Plebiszit und Teilung. Alltag in Oberschlesien 1919 bis 1922

Vortrag von Dr. David Skrabania

Oberschlesisches Landesmuseum Ratingen
Bahnhofstraße 62, 40883 Ratingen

10. September 2020, 18 Uhr, Eintritt: 2,50 €

Das Kriegsende 1918, der Zerfall der alten Imperien und die damit zusammenhängende staatliche Neuordnung Ostmitteleuropas betrafen in hohem Maße auch die preußischen Ostprovinzen. Aufgrund seiner multiethnischen Bevölkerungszusammensetzung, seiner Grenznahe zum polnischen Staat und seiner wirtschaftlichen Bedeutung wurde Oberschlesien zu einem der Zentren der politischen und militärischen Auseinandersetzungen jener Zeit. Bewaffnete Kämpfe zwischen paramilitärischen Einheiten und die aggressiv geführte Propaganda auf den Straßen heizten die Stimmung im Vorfeld des Plebiszits an und trieben einen Keil durch die ober-schlesische Gesellschaft. Daneben ging das alltägliche Leben weiter: Die Familie musste ernährt und das Dach über dem Kopf gesichert, die Arbeit getan und die Schule besucht werden. Die Mobilität zwischen Stadt, Industriedorf und Land war immens erschwert.

Der politische Druck auf den einfachen Bürger wuchs stetig und machte den behördlichen Gang genauso kompliziert wie den alltäglichen Einkauf. In seinem Bildvortrag beleuchtet David Skrabania, Kulturreferent für Oberschlesien, das Alltagsleben der ober-schlesischen Bevölkerung zu einer Zeit, als die Region in den Blick der gesamten Welt geriet und hier Entscheidungen von weltpolitischer Bedeutung fielen.

Als die Comics laufen lernten

Vortrag und Buchpräsentation

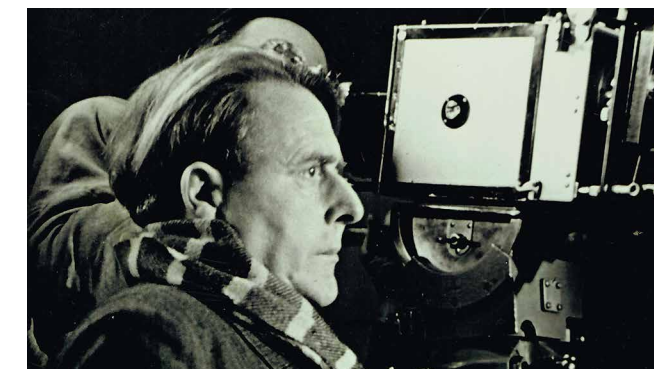
Adalbert-Stifter-Saal, Sudetendeutsches Haus
Hochstraße 8, 81669 München

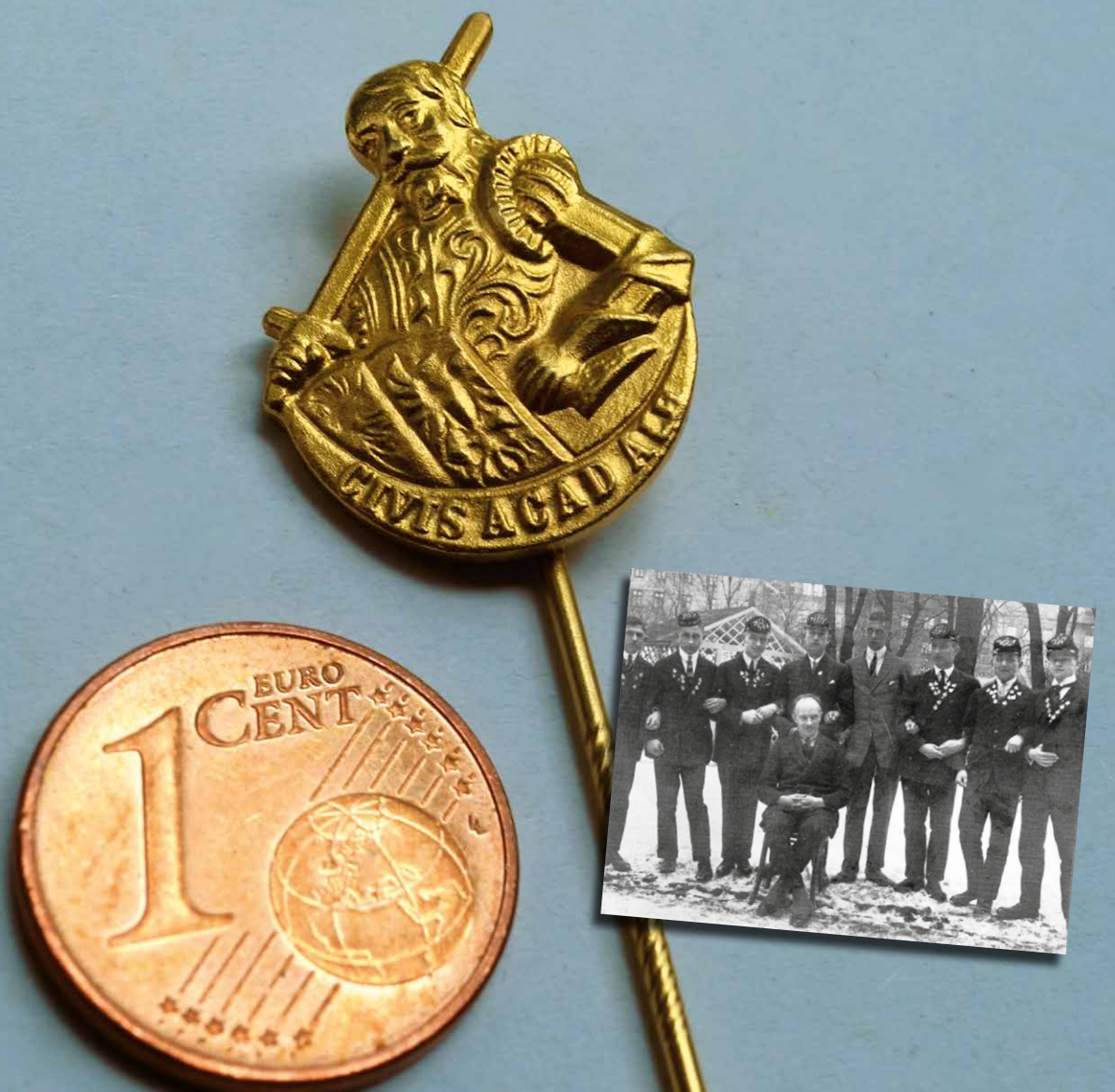
24. September 2020, 19 Uhr

Als die Comics laufen lernten von Herma Kennel ist die erste Biografie von Wolfgang Kaskeline (1892–1973), dem »deutschen Walt Disney«, der familiäre Wurzeln in Teplitz-Schönau/Teplice hatte. Er wurde 1926 von der UFA als Leiter des Trickfilmateliers engagiert und in den 1920er Jahren mit seinen animierten Werbespots für Unternehmen wie Sarotti (Sarotti-Mohr) oder die Meierei C. Bolle berühmt. Dank einer eidesstattlichen Falschaussage seiner Mutter gelang es ihm, trotz seiner jüdischen Wurzeln der Verfolgung durch die Nationalsozialisten zu entgehen. Noch 1944 wurde er zum Produktionsleiter der Deutschen Zeichenfilm GmbH ernannt. In ihrem Vortrag zeigt Herma Kennel einige der Trickfilme und stellt die bewegte Lebensgeschichte des Künstlers vor.

Der Einlass ist nur nach vorhergehender Anmeldung unter Tel. 089 48 00 65 oder per E-Mail an Heimatpflege@sudeten.de möglich.

Wolfgang Kaskeline vor der Kamera. © privat





Die Alberte neben einer Ein-Cent-Münze. © Markus Nowak. Kleines Foto: Der Königsberger Schriftsteller und Lehrer Ernst Wiechert mit seinem Abiturjahrgang 1929. Auch hier schmücken gleich mehrere Alberten die Schüler. Im August 2020 jährte sich der Todestag des Autors zum siebzigsten Mal. © Stadtgemeinschaft Königsberg

Fundstück

Stolz getragen: Die Alberte

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts trugen Abiturienten in Königsberg und Ostpreußen »Alberten«, eine Anstecknadel als Zeichen der neuen Würde: Sie hatten das Recht erworben, an der Königsberger Albertina zu studieren. Alberten gab es in unterschiedlichen Ausführungen beim Königsberger Juwelier Walter

Bistrick zu kaufen. Sie zeigten den Herzog noch als Ordensritter mit Schwert und Bibel und einem halbrunden Schriftzug *CIVIS AKAD ALB*, *Civis Academicus Albertinae* (»Akademischer Bürger der Albertina«). Nach dem Krieg konnten Königsberger Familien bei Arnold Bistrick, der das Geschäft seines Vaters bei München weiterführte, noch bis in die 1980er Jahre Alberten kaufen.

Klaus Weigelt

Bestellschein

Ich möchte die i. d. R. monatlich erscheinende **KULTURKORRESPONDENZ ÖSTLICHES EUROPA** regelmäßig erhalten. Die Bezugsgebühr beträgt jährlich 35 € (inkl. Versandkosten). Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandadresse lautet:

Name

Straße/Nr.

PLZ/Ort

Datum/Unterschrift

Die erhobenen Daten werden ausschließlich DSGVO-konform für die Abwicklung der Bestellung verwendet.

Deutsches Kulturforum
östliches Europa e.V.
Berliner Straße 135, Haus K1
14467 Potsdam

Impressum

Herausgeber: Deutsches Kulturforum östliches Europa e.V.
Berliner Straße 135, Haus K1, 14467 Potsdam
www.kulturforum.info, redaktion@kulturkorrespondenz.de

© 2020. Alle Rechte vorbehalten.

Diese Publikation wurde gefördert von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.

Redaktion: Markus Nowak und Marie Schwarz, Redaktionsassistentin: Charlotte Murphy

V.i.S.d.P.: Dr. Harald Roth

Die namentlich gekennzeichneten Beiträge geben die Meinung der Autorin/des Autors wieder, nicht die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers. Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften honorarfrei bei Quellenangabe (KK) oder diesem Symbol . Bildrechte müssen gesondert geklärt werden. Ein Belegexemplar wird erbeten. Eine Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf der jeweiligen Vereinbarung mit der Autorin oder dem Autor.

Die Abbildungen haben die beitragenden Institutionen, Autorinnen und Autoren zur Verfügung gestellt, externe Bildgeber und Rechteinhaber wurden in den Bildunterschriften vermerkt. Personen und Institutionen, die darüber hinausgehende Rechte an den verwendeten Bildern beanspruchen, werden gebeten, sich nachträglich mit dem Deutschen Kulturforum östliches Europa e.V. in Verbindung zu setzen.

Umschlag: © Markus Nowak, Rückumschlag: © Christin/Adobe Stock

Reihengestaltung: Anna Dejewski, Potsdam

Gestaltung und Satz: Kraus PrePrint, Landsberg am Lech. Druck: druckhaus köthen GmbH & Co. KG

Die Bezugsgebühr beträgt jährlich 35 € (inkl. Versandkosten).

Kontakt für Abonnement, Zustellung und Adressänderungen: abo@kulturkorrespondenz.de



Laut einer einige Jahre zurückliegenden Forsa-Umfrage haben die Königsberger Klopse den größten Bekanntheitsgrad unter den regionalen Gerichten hierzulande. Die Rezepte mögen hier und da ein wenig abweichen, aber eins eint die Fleischklöße mit Ursprung in Ostpreußen: Sie werden meist mit weißer Sauce mit Kapern und Kartoffeln serviert. Wem jetzt das Wasser im Munde zusammenläuft: Die KK wird sich im Oktober um das Thema KULINARIA drehen.

